GENDER OPEN REPOSITORIUM

Martensteine : Einlagerungen in den Genderdiskurs

Nieberle, Sigrid

2016

https://doi.org/10.25595/1766

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nieberle, Sigrid: *Martensteine : Einlagerungen in den Genderdiskurs*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 8 (2016) Nr: 3, 98–113. DOI: https://doi.org/10.25595/1766.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Aufsätze: Offener Teil

Sigrid Nieberle

Martensteine. Einlagerungen in den Genderdiskurs

Zusammenfassung

Je größer die Erfolge der Gleichstellungspolitik, der Genderforschung und im Diversity Management, desto vehementer die rhetorische Abwertung durch ihre Gegner: Damit lässt sich zwar die derzeitige publizistische Tendenz des Anti-Genderismus benennen, aber im hermeneutischen Sinn zu verstehen sind diese Reden und ihre Ziele deshalb noch nicht. Besonders die Autorinnen und Autoren tagesaktueller Kolumnen und Glossen haben während der letzten Jahre rhetorisch aufgerüstet. Auch in antifeministischen Foren und Blogs wird gegen Gender Studies und Gleichstellungspolitik gehetzt. Die Debatte hat sich dabei in eine Generationenfrage unterschiedlicher medialer Dispositive gewandelt, die analogen Konservatismus in Buchform gegen den Aktivismus der *digital natives* auszuspielen scheint. Der Beitrag versucht eine Bestandsaufnahme aus literaturwissenschaftlicher Perspektive und analysiert den Diskurs unter semiotischen und kollektivsymbolischen Gesichtspunkten.

Schlüsselwörter
Anti-Genderismus, Feuilleton, Wissenschaftskritik, Episteme, Kollektivsymbol

Summary

Rocks and gems. Symbolic concretions in the contemporary German anti-genderism discourse

The greater the successes of gender equality policies, gender research and in diversity management, the more vehemently they are devalued rhetorically by their opponents. Hence, the current journalistic tendency towards anti-genderism can be labelled, but this discourse and its targets cannot be understood in the hermeneutic sense. In particular, the authors of daily columns and commentaries have armed themselves rhetorically in recent years. Incitement against gender studies and gender policies has become a popular phenomenon in German-speaking online and print media. The debate has turned into a generational question of different medial dispositives that seem to pit analogue conservatism in book form against the activism of digital natives. This article attempts to take stock from the literary perspective and analyzes the discourse from the point of view of semiotic and collective symbolism.

Keywords
anti-genderism, feuilleton, critique of science, epistemology, collective symbolism

1 Ausgangslage

Der Begriff und das Konzept *Gender* haben in letzter Zeit sowohl in der akademischen Diskussion als auch in Nachrichten- und Unterhaltungsmedien sowie in den sozialen Netzwerken viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es geht dabei um den Begriff, die Konsequenzen und die sozialpolitische Tragweite des wissenschaftlichen Konzepts Gender. Auch die *Gender Studies* sind in eine Diskussion geraten, die auf neuen Schauplätzen geführt wird. Und nicht nur dies: Der Diskurs hat Fahrt aufgenommen und zur Popularisierung und Polarisierung in Sachen Gender geführt (vgl. Fleig 2014: 9f.).

Auf der einen Seite lässt sich ein „Anything goes" beobachten, denn fast scheint es so zu sein, als wären die alten emanzipatorischen Ziele überflüssig geworden. Frauen und Männer sind im Grundgesetz gleichberechtigt, und viele Ziele des 1970er-Jahre-Feminismus wurden erreicht. Junge Frauen und junge Männer sehen sich von ihrer geschlechtlichen Identität nicht weiter determiniert; soziale Medien wie Facebook bieten neben männlicher und weiblicher eine „benutzerdefinierte" Geschlechtsidentität an. Auch der juristische Diskurs rückt in kleinen Schritten von der abendländisch tradierten Geschlechterbinarität ab und versucht, intersexuelle Kinder und Jugendliche nicht länger in eine Vereindeutigung des Geschlechts zu zwingen (Nieberle 2015). Fiktionale Erzählungen in Literatur und Film, insbesondere US-amerikanische TV-Serien wie *Modern Family* (20th Century Fox TV, seit 2009) oder *Transparent* (Amazon Instant Video, seit 2014) erzählen von selbstbestimmten Menschen jeglichen Alters, die in der schönen bunten Warenwelt der postessentialistischen Populärkultur ihre Lifestyles generationenübergreifend und ungehindert ausleben. Dass Lebenswirklichkeiten, wie sie die Soziologie beschreibt, damit nicht übereinstimmen und vor allem Gleichberechtigung nicht Gleichstellung bedeutet, ist evident.

Auf der anderen Seite rüstet derzeit eine Rhetorik der Re-Naturalisierung auf, die an Drastik und Vehemenz bereits verstörende Ausmaße angenommen hat. Frauen und Männer, vor allem deren Kinder, würden in der normalisierten bürgerlichen Gesellschaft demzufolge von einer „Genderismus-Ideologie" bedroht, die es künftig unmöglich macht, das jeweils „natürliche Geschlecht" zu leben. Alles In-Between und dabei zugleich alle irgendwie gleich, so die kritischen Stimmen. Diese Befürchtungen scheinen mittlerweile zu rechtfertigen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ad personam zu bedrohen, sodass sich wiederum Dekanate und Hochschulleitungen bereits veranlasst sahen, mit entsprechenden Stellungnahmen die den Universitäten eigene wissenschaftliche Integrität sowie ihre Loyalität mit den Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern zu betonen (vgl. Hark/Villa 2015a: 10f.).

Die Soziologie, die Geschichtswissenschaften sowie die Sprach- und Literaturwissenschaften gehören zu denjenigen Disziplinen, die seit den 1960er-Jahren zunächst Frauen- und Geschlechterforschung, dann die Gender Studies und neuerdings die Diversitätsforschung profilbildend vorangetrieben haben. Während die Naturwissenschaften und die Medizin bekanntlich seit jeher implizit und explizit Körperlichkeit definierten und damit auch historisch wandelbare Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit festschrieben, sind auch sie mittlerweile dazu übergegangen, ihre eigene Definitionsmacht kritisch zu reflektieren. Um es in aller Deutlichkeit diesen Ausführungen voranzustellen: Nicht die Negation, Affirmation oder Verdrängung von Geschlechterdifferenz ist das Anliegen der Gender Studies, sondern die analytische Frage nach ihrem Zustandekommen – nach ihrer historischen Entwicklung, ihrer gesellschaftlichen Relevanz, ihren epistemischen, ethischen, ästhetischen und auch ökonomischen Konsequenzen. Aus diesem Grund gibt es stets die Option, den aktuellen Genderdiskurs als postmoderne Fortführung der europäischen Querelle des femmes zu beschreiben, die seit dem 14. Jahrhundert um die Stellung von Mann und Frau in der Gesellschaft und in den Künsten geführt wird und die bereits im 16. Jahrhundert Theorien von der Gleichheit der Geschlechter kennt. Die alten Streitfragen und Argumente aus den Varianten des Egalitäts- oder Differenzfeminismus finden sich auch und gerade in den Tex-

ten des Anti-Genderismus wieder. Jedoch setzt diese Analyse mit einer poetologischen Betrachtung ein, die sich nicht primär an historischen Traditionen orientiert, sondern an der rhetorischen Verfertigung eines Diskurses. In welcher Weise und unter welchen Bedingungen formiert sich diese Rede gegen die Gender Studies?

Der massiven Diskreditierung der Gender Studies wurde bereits in einigen Repliken begegnet, die sich zum Teil um eine faktengestützte Argumentation bemühten und zum anderen Teil in einem dem Feuilleton ähnlich aufgebrachten Ton der Empörung äußerten. Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung genügt dies hingegen noch nicht. Ein Beispiel für diese Vergeblichkeit ist die immer wieder aufgestellte, aber unzutreffende Behauptung einer vermeintlichen ‚Genderisierung' der deutschen Universitäten, die sich an einer angeblich stark angewachsenen Anzahl von Genderlehrstühlen zeigen würde. Zutreffend ist hingegen, dass sich diese Anzahl von Lehrstühlen und Professuren seit dem Jahr 2000 nicht nennenswert verändert hat. W3- und W2-Professuren mit Genderdenomination und (ganz überwiegend) Genderteildenominationen machen, wie Kolleginnen ausrechneten, im Verhältnis zu allen anderen W3- und W2-Professuren an deutschen Universitäten insgesamt einen Anteil von knapp 0,5 Prozent aus (vgl. Hark/Villa 2015b: 22). Diese Zahlen sind seit vielen Jahren in den Datensammlungen des Margherita-von-Brentano-Zentrums an der FU Berlin frei zugänglich – auch einer wissenschaftlich und journalistisch handwerklich einwandfreien Recherche[1]. Weil sich konkrete Befürchtungen hingegen kaum, noch weniger aber diffuse Ängste von Statistiken zerstreuen lassen, lässt sich solcher numerischen Faktizität kein entscheidender Wert beimessen.

Die Zurückweisungen oder Korrekturen diskreditierender Äußerungen sind folglich nicht als einzig mögliche kritische Verfahren denkbar; sie wirken auf Dauer eher ungünstig, da sie in polemischen und abwertenden Kontexten nicht angemessen rezipiert und reflektiert werden. Wendet man sich deshalb dem Diskurs, seiner Dynamik und seinen Aktanten zu, scheinen sich alternative Analyse- und Beschreibungsverfahren anzubieten. Zum Beispiel wurde die Anti-Genderismus-Debatte unlängst als Tendenz zur Ausbildung einer Vergemeinschaftungsmetaphorik skizziert (Dietze 2015). Der folgende Beitrag wird diskursanalytisch vorgehen und dabei vor allem auf die Prinzipien der Repräsentation – durch Allegorik und Symbolik – sowie auf wichtige intertextuelle Zusammenhänge einer Anti-Genderismus-Rhetorik eingehen. Was also ist aus *literaturwissenschaftlicher* Perspektive möglich, um den (Anti-)Gender-Diskurs zu erfassen, zu beschreiben und einzuordnen?

2 Figuren im Text und an seinen Rändern

Im Anti-Gender-Diskurs geistern derzeit – folgt man einzelnen Analysen im jüngst von Hark und Villa herausgegebenen Band zum „Anti-Genderismus"– immer wieder dieselben Figuren (vgl. Hark/Villa 2015a: 11f.): Auf der Opferseite steht *das bedrohte Kind* von besorgten, jedoch ohnmächtigen Eltern, das unter dem Einfluss der Gender Studies massive Persönlichkeitsstörungen zu erwarten hat. Auf der Täterseite finden sich immer wieder *der homosexuelle Pädophile*, der aufgrund des relativierenden Umgangs mit jeg-

1 www.mvbz.fu-berlin.de/service/datensammlungen/index.html.

licher Sexualpraxis freie Bahn hat, und dazu die sogenannten *Genderisten*: allen voran die mächtige, steuermittelfinanzierte *Genderlehrstuhlinhaberin*, die ihre naturwidrige Ideologie verbreiten, den täglichen Sprachwandel verordnen und ungebremsten Einfluss auf Generationen Studierender nehmen kann. Schließlich wird den linken *Gleichstellungspolitikerinnen und -politikern* nachgesagt, dass sie mit dem europäisch verordneten Instrument des Gender Mainstreaming die Bevölkerung in ihrer natürlichen Identität schwächen und so den entfamiliarisierten Sozialismus der ehemaligen DDR wiedereinführen wollen. Nicht zu vergessen sind die Ampelmännchen und Ampelfrauchen, die von Berlin aus die symbolische Welt erobern und dabei die soziokulturelle Ordnung bedrohen. Die Figuren erscheinen – je nach kritischem Kontext – im Zusammenhang mit der Bildungsplanreform in Baden-Württemberg, mit der Institutionalisierung von Gender Studies an deutschen Universitäten, mit der sogenannten Homo-Ehe, mit Maßnahmen der Gleichstellungspolitik und des Gender Mainstreaming. Das Kind, der Pädophile, die Genderprofessorin und die PolitikerInnen werden über ihre Frequenz und Dichte in den Genderdebatten zu *allegorischen Figuren*, die den Aussagen im Genderdiskurs ihre Gestalt verleihen. Sie sind einerseits reale und beobachtbare Personen, die mit soziologischer Perspektive identifiziert und beschrieben werden (Schmincke 2015), und fungieren andererseits bereits als kollektive Repräsentationen individueller Erfahrungen und Handlungen. Sie repräsentieren die vermeintliche Erosion des Bildungssystems und der abendländischen Forschungstradition, die Verschwendung von Steuergeldern, die unsichere Grenze zwischen Natur/Kultur und nicht zuletzt die befürchtete moralische Degeneration unserer Zeit. Sie verkörpern den unerwünschten Wandel, den es wegen seiner Geschwindigkeit und seiner unabschätzbaren Folgen mit emotional aufgeladener Polemik aufzuhalten gilt. Die metasprachliche Formel „Das wird man wohl *noch* sagen dürfen!“ bedient ein solches konservatives Performativ.

Die folgenden Ausführungen fügen dieser Konstellation eine weitere Figur hinzu, die auf der Grenze zwischen allegorischer und symbolischer Funktion operiert. Sie fügt sich nicht umstandslos in das Täter-Opfer-Schema ein, weil sie als Autorfigur zugleich auf der Grenze zwischen Textinnerem und Textäußerem agiert. Der Kolumnist und die Kolumnistin als Aktanten des Anti-Genderismus-Diskurses wurden aus wissenschaftlicher Sicht noch kaum untersucht. Das liegt vor allem daran, dass sie traditionellerweise für das Feuilleton schreiben und damit akademische und wissenschaftsjournalistische Bereiche lediglich berühren, deren Diskurse jedoch weder fortschreiben noch repräsentieren können. In aufklärerischer und unterhaltsamer Absicht publizieren die KolumnistInnen regelmäßig in großen Tages- oder Wochenzeitungen; nebenher veröffentlichen sie kritische Sachbücher. Als einer der Ersten hatte sich Volker Zastrow 2006 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über die Gender Studies geäußert und damit eine gewisse Steilvorlage geliefert. 2013 nahm der Diskurs erneut rasch Fahrt auf, zunächst am 23. Januar mit dem Artikel „Der Herrenwitz“ der Journalistin Laura Himmelreich im *Stern* über den FDP-Politiker Rainer Brüderle und fast zeitgleich mit Anne Wizoreks Twitter-Aktion unter dem Hashtag *#aufschrei* – woraufhin sich die Jury des Grimme-Preises später lobend, Bundespräsident Gauck hingegen mit Schelte einmischten. Es folgten Harald Martensteins Kolumnen im *Zeit Magazin* über Altherrenhumor und Opferlogik im Februar, Unisex-Toiletten im März und die Genderforschung im Juni 2013, die wiederum zahlreiche Repliken provozierten. Mit diesen Diskursbeiträgen zu Femi-

nismus und Gender entstand eine journalistische Debatte, die von den Möglichkeiten der sozialen Medien befeuert wurde und ihre TeilnehmerInnen zunehmend polarisierte (vgl. Frey et al. 2014: 16f.). In kurzer Folge konterten oder unterstrichen Blogs, Postings, Tweets und Re-Tweets die Artikel in den etablierten Medien. Mit dem Sexismusvorwurf an den britischen Nobelpreisträger Tim Hunt, der sich auf einem Kongress für Wissenschaftsjournalismus abschätzig über *die* Frauen im Labor äußerte und von Wissenschaftlerinnen weltweit unter dem Hashtag *#distractingly sexy* Paroli geboten bekam, zeigte sich die internationale Dimension des Themas, die wiederum zum Anlass für genderkritische Diskussionen journalistischer Praxis genommen wurde (Pörksen 2015). In loser Folge erscheinen immer wieder Artikel von JournalistInnen, die zum einen Ziele und Methoden der Gender Studies einer pauschalisierenden Generalkritik unterziehen (ohne freilich das Fach studiert oder betrieben zu haben) und zum anderen behaupten, ‚die' Gender Studies würden die Differenz der Geschlechter entgegen aller Empirie leugnen (z. B. Weber 2016). Beide Gemeinplätze sind nicht stichhaltig – deshalb übrigens auch wissenschaftlich irrelevant; sie zeugen vielmehr von einer lebhaften Meinungs- und Toposbildung, die ihrerseits kritisiert wird. Mittlerweile sind diese zum Klischee erstarrten Vorstellungen von den Gender Studies in unterhaltsamen TV-Formaten wie *SatireGipfel* mit Dieter Nuhr (ARD, April 2013), *Hart aber fair* bei Frank Plasberg (ARD, März und September 2015) oder *Mario Barth deckt auf!* (RTL, Oktober 2015) angekommen. Dass die unterkomplexe Darstellung weder der Gleichstellungspolitik noch der Geschlechterforschung gerecht wird und sich die Redaktionen offenbar auch nicht im Ansatz darum bemühen, muss nicht eigens betont werden. Diese populistischen Mechanismen der Diskreditierung würden zweifellos genauso wirksam für die Astrophysik, Ökotrophologie oder Ukrainistik greifen, so es diese Fächer und Methoden treffen sollte.

In hegemonialen Diskursen geht es stets um die Definitions- und Gebrauchsmacht von Symbolen. Gleich, ob Eva Herman, Gabriele Kuby, Birgit Kelle die Gender Studies und das Gender Mainstreaming für den Verfall der Gesellschaftsordnung verantwortlich machen oder ob der Rapper form mittlerweile die Rede vom „Gender-Wahn" wiederum parodiert, ob Robin Detje über den „anschwellenden Ekelfaktor" seiner Kollegen schreibt oder ob Stefan Niggemeier sich regelrechte Scharmützel mit Harald Martenstein liefert: Es steht außer Frage, dass sich die Meinungsgrenze nicht entlang des Geschlechts der Autorinnen und Autoren ziehen lässt. Vielmehr entscheiden Dispositive über die Bedingungen, auf welche Weise eine Aussage getroffen wird. So handelt es sich im Genderdiskurs derzeit primär um einen Disput zwischen unterschiedlichen Mediennutzungsprofilen. Kelle, Martenstein, Matussek, Zastrow und andere mehr vermarkten ihre Beiträge primär in gedruckter Literatur, in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen. Sie publizieren nach den Regeln der Autorschaft in analogen Medien, gleichwohl ihre Texte in digitalisierter Form online weiterverwertet werden. Die KritikerInnen der Gender-KritikerInnen hingegen publizieren überwiegend genuin im Netz, sie verstehen sich als *digital natives* und nutzen Blogs, Facebook, Twitter und Online-Foren, auch wenn sich zum Beispiel Anne Wizorek nachträglich entschieden hat, den Erfolg von *#aufschrei* zum Anlass für eine Buchpublikation zu nehmen (Wizorek 2014).

Die epistemische Kategorie Gender sowie Gender als soziokulturelles Geschlecht sind sowohl in der Publizistik als auch in der Wissenschaft zuallererst ein sprachliches

Phänomen – eben weil es im Diskurs beim *Sprechen oder Schreiben* über die behauptete biologische Letztbegründung bleiben muss. Dementsprechend positioniert sich Harald Martenstein im Interview mit der österreichischen Presse zur Genus-Schreibung mit dem Binnen-I: „Ich mache das nicht. Falls man mich zwingen will, wechsle ich den Beruf! [...] Manchmal gendere ich allerdings auch in meinen Kolumnen, damit die Frauen sich nicht ausgeschlossen fühlen. Dann schreibe ich zum Beispiel ‚Nazi-Mörderinnen' statt ‚Nazi-Mörder'" (Mayer 2015). Mit der Verletzung des Aptum, einer rhetorisch gebotenen Angemessenheit der Rede, sichert sich das Interview Aufmerksamkeit, wenn es zudem unter dem reißerischen Titel der „Nazi-Mörderinnen" veröffentlicht wird. Vom orthografischen Diskurs ist diese Aussage weit abgerückt, obgleich auch nichts über Täterinnen im Nationalsozialismus zu erfahren ist.

Zu den medialen und geschlechtsspezifischen Differenzen in diesem Diskurs gehört noch eine weitere Unterscheidung, denn häufig wird das Alter der Autorinnen und Autoren an ihre Aussagen gekoppelt. Daraus entsteht folgender Binarismus: die Phalanx der jungen, zornigen Netzfeministinnen einerseits und die der alten, weißen, ebenso zornigen, heterosexuellen Analog-Publizisten andererseits. Diese Unterscheidung oszilliert zudem an der Grenze von Homo- und Heterosexualität: Autorennamen wie Matthias Matussek, Akif Pirinçci und Volker Zastrow sind mittlerweile mit Homophobie-Vorwürfen und der Theorie einer Homosexuellenverschwörung des paneuropäischen Establishments verbunden; etablierte, weiße, heterosexuelle PublizistInnen springen ihnen reflexartig bei und wenden sich gleichzeitig gegen die humorlose junge Netzfeministin, die sich bei Altherrenwitzen ‚nicht so haben sollte' (vgl. z. B. Kelle 2013). Ohne diesen Diskurs in seinen Paradoxien und inkonsequenten Gedankengängen im Detail nachzeichnen zu wollen, können zwei hauptsächliche, pseudowissenschaftliche Argumente genannt werden: 1. Gender Studies würden die überprüfbaren Methoden und Ergebnisse der Naturwissenschaften ignorieren, müssten sich also erst einmal mit Logik, Theorie und Empirie auseinandersetzen. Diese Forderung findet sich an keiner Stelle in der logischen Umkehrung, dass sich nämlich auch die Natur- und Technikwissenschaften den Verfahren und Ergebnissen der Gender Studies zuwenden könnten. (Zugleich ist es unnötig zu betonen, dass dies im akademischen Alltag längst geschieht.) 2. Weil die Erkenntnisinteressen, Theorien und Methoden der Gender Studies nicht verständlich und nachvollziehbar seien, könnten sie keine plausible Wissenschaft betreiben. Oder in der zweiten Variante: Weil die Erkenntnisinteressen, Theorien und Methoden der Gender Studies allzu verständlich seien und die Lebenswirklichkeit zu sehr berührten, könnten sie keine validierten Forschungsergebnisse liefern. In beiden Varianten handelt es sich um eine positivistisch und antiintellektuell grundierte Selbstermächtigung (Schutzbach 2015), die in Fächern mit spezifischem Zeichenvorrat und eigener Grammatik – der theoretischen Physik, der Chemie und Biologie, der Informatik – undenkbar wäre. Es offenbart sich damit ein weiteres Problem rein sprachlicher Differenz zwischen den Wissenschaftskulturen, denn es entsteht auch bezüglich der Gender Studies das den Geisteswissenschaften häufig anhaftende Scheinverstehen im außerakademischen Dispositiv (vgl. z. B. Gabriele Kubys Verständnis von Judith Butlers Theorien). Im Falle einer Formelsammlung stellt die semiotische Ausgrenzung der Leserinnen und Leser kein Problem dar; sie provoziert keine weitere „Wut des Verstehens", wie Jochen Hörisch (1988) den hermeneutischen Drang zur Kommentierung bezeichnet hat.

3 Poetik des Feuilletons (Genre mineur)

Im Falle des Feuilleton-Artikels, dem die meisten der genannten Anti-Genderismus-Beiträge zugehören – der Kolumne, der Glosse und des Kommentars –, ist diese „Wut des Verstehens" nicht hinderlich, sondern sogar äußerst produktiv und für das Genre konstitutiv. Die Texte stehen poetologisch in der Tradition des neugeordneten Europas nach der Französischen Revolution, konkret in der Tradition von Heinrich Heines Poetik der kleinen Form. Das Feuilleton umfasste merkantil bedeutsame Kurztexte unter einem typografisch durchgehenden Strich auf der Seite, der es vom politischen Journalismus trennte. Als das in vielfacher Hinsicht „Andere" im Verhältnis zu ihren eigenen tagesaktuellen Schreibanlässen legten Feuilleton-Autorinnen und -Autoren seit jeher Wert auf die ästhetische Ausgestaltung, aus der sich trotz ihrer politischen Unerheblichkeit die nötige Aufmerksamkeit sichern lässt (vgl. Kernmayer 2012: 509–523). Besonders um 1900 etablierte sich die kleine Form im Feuilleton als Feld des literarischen Experiments (Schönborn 2007; Öhlschläger 2009). Man zieht stilistische Mittel aus literarischen Kleinformen heran – etwa aus dem Aphorismus oder der Anekdote –, bleibt aber dabei mit dem Feuilleton selbst im Bereich gattungspoetischer Hybridität. Die Überschrift „Schlecht, schlechter, Geschlecht" einer Kolumne Harald Martensteins (2013a) spielt mit einer reizvoll abgewandelten Klimax, die über eine scheinbare Wortverwandtschaft entsteht (Kluge 2011). Die in ihrer Poetizität einwandfrei funktionierende Formel – die Konnotation regiert über die Denotation – wurde umgehend in weiteren Artikeln zitiert und wiederum frei abgewandelt. Die Zitate aber reichten nicht an die ursprüngliche Dichte der Klimax heran: „schlecht, schlechter, Martenstein" (Kirova 2013) oder „Schlecht, schlechter, Gender" (Korbik 2013). Obgleich die Artikel plausibel argumentieren, weisen sie in der Aufmerksamkeit heischenden Überschrift weder markante Assonanzen auf noch folgen sie einer trügerisch eingesetzten Wortbildungsregel. An diesem Beispiel zeigt sich die „radikale, ornamentale Stilgebärde" (Oesterle 2000: 236), mit der Günter Oesterle das Feuilleton „unter dem Strich" charakterisiert hat. Zum poetologischen Kriterienkatalog gehört außerdem die Nähe zur Fiktionalität, die durch Anspielungen und Zitate fiktionaler Texte hergestellt wird. So hielt sich Robin Detje mit seiner Überschrift „Anschwellender Ekelfaktor" an den Titel von Botho Strauß' umstrittenem Essay „Anschwellender Bocksgesang", der zuerst 1993 im *Spiegel* erschienen war und selbst einen Beitrag zur drohenden Werteerosion geliefert hatte. Kontrastierend mit dem Titel beginnt Detje seine Ausführungen mit einer Parodie der Einleitung zu den Asterix-Heften:

> „Denn ganz Deutschland ist von lesbischen linken Spaßbremsen aus dem Multikulti-Lager besetzt – von Gender-Studies-Zicken, die sich nicht einmal mehr schön machen, wenn sie Fotos von sich ins Internet stellen. Sie wollen bestimmen, wie wir sie anreden, unseren Kindern die Geschlechteridentität wegnehmen und uns Männern verbieten, im Stehen zu pinkeln. Ein kleines weißes heterosexuelles männliches Journalistendorf hört nicht auf, Widerstand zu leisten. Das wollen wir uns genauer ansehen. Ulf und Harald, Jan und Matthias wollen wir die Dorfhelden nennen, weil sie das auch gerne so halten" (Detje 2014: o. S.).

Ein drittes poetologisches Merkmal der kleinen Form ist die Subjektivierung (vgl. Kernmayer 2012: 514ff.). Die Markierung der eigenen Sprecherposition, die mit den

Erfahrungen des Ich im Text artikuliert wird, geht häufig mit der Reflexion der eigenen Sprecherrolle im Diskurs einher. Diese selbstreferenzielle Rede inszeniert das Ich gleichermaßen als Figur und als Autor eines Textes:

„Jahre später, als der Neuköllner Bürgermeister Heinz Buschkowski als Rassist beschimpft wurde, weil er geschrieben hatte, es gebe in Berlin ein Problem mit gewalttätigen Jugendlichen speziell aus muslimischen Familien, erinnerte ich mich an diesen Vorfall. Ich schrieb eine Kolumne. Man findet sie leicht im Internet. Darin stand, dass der Vorfall, falls ich Migrant wäre, statt der Täter, gewiss als Beweis für Ausländerfeindlichkeit gewertet würde. Da ich aber urdeutsch aussehe, beweist der Vorfall gar nichts. Ich hatte einfach Pech" (Martenstein 2014a: o. S.).

Die Subjektivierung des Feuilletons unterscheidet sich jedoch von der verallgemeinerbaren Subjektposition des Essays, wie Kernmayer herausarbeitet:

„[Das] Subjekt, dessen Wahrnehmungen der feuilletonistische Text vor allem mitteilt, ist dabei nicht mehr das moralisch-souveräne Allgemeinsubjekt der Aufklärung, sondern ein Ich, das unterschiedliche Formen, sich mit der Welt in Beziehung zu setzen, erprobt und das sich je nach Bedarf etwa als politisches, kontemplatives, als spielerisches, als konsumatorisches, aber immer als ästhetisches entwirft" (Kernmayer 2012: 516).

Die Ich-Position der Kolumnisten unterliegt einem Rollenverständnis, das keinesfalls mit dem authentischen Ich eines Schreibers oder der Person Martenstein verwechselt werden sollte. Harald Martenstein formuliert es explizit wie folgt:

„Wer das allerdings über Jahre betreibt, dieses Kolumnen-Business, muss sich eine Entwicklung ausdenken, eine Kunstfigur. [...] Als ich mit der Kolumne anfing, war ich Ende vierzig. Da kann man keinen zornigen jungen Mann mehr geben. Also gab ich halt den zornigen alten Mann. Das kann ich machen, bis ich ins Grab steige. Für diese Rolle ist man nie zu alt" (Mayer 2015: o. S.).

Damit liegt eine klassische Selbstreflexion der eigenen „Aussagemaske" vor, wie Peter Utz die Autorfunktion des Feuilletonisten bezeichnet (Utz 2000: 158). Diese „Aussagemasken" lassen sich nicht beliebig wechseln, sondern hängen vom Medium, von Moden, sozialen Veränderungsprozessen, merkantilen Aspekten und dergleichen äußeren Faktoren mehr ab. Allerdings ist diese Subjektposition alles andere als stabil zu nennen.

Als Zwischenergebnis lässt sich festhalten, dass in der sogenannten Genderismus-Debatte nicht ausschließlich auf faktischer Ebene diskutiert werden kann. Meinungen folgen keinen argumentativen Mustern, sondern gehorchen ästhetischen Regeln. Außerliterarische Kriterien wie „Wahrheit", „Plausibilität", „Komplexitätsvermittlung" können gar nicht erst geopfert werden, stellen sie doch bei der Verfertigung feuilletonistischer Texte keine Bedingung einer Äußerung dar. In den Texten und an ihren Rändern lassen sich allegorische und symbolische Figuren ausmachen, die sich in dynamischen Binäroppositionen organisieren. Deshalb lässt sich ferner resümieren, dass auf diskursiver Ebene eine Polarisierung der Aktanten zu beobachten ist, die scheinbar stabil bleibt und in immer neuen Formationen an die Kategorien Alter und Geschlecht anknüpft. Dabei wird deutlich, dass es faktisch nicht um eine Auseinandersetzung chauvinistischer Männer höheren Alters einerseits mit feministischen Frauen der jüngeren Generation andererseits geht. Es geht bei näherer Betrachtung um den Bedeutungsverlust des traditionellen Feuilletons, das unter dem Strich längstens das ‚Andere' repräsentierte:

das subjektive, formal freie, ästhetisch überformte Denken, das – seit etwa den 1830er-Jahren – aus seiner poetischen Autofunktionalität und Subjektivierung die eigene Wirkmächtigkeit generieren konnte. Diese Wirkmächtigkeit steht auf dem Spiel, wenn das andere Denken, die Ungebundenheit der Form, die Radikalität der Subjektivität in die virtuelle Welt des Online-Publizierens abwandert.[2] Das Konzept auktorialer Schriftlichkeit wird von konzeptueller Mündlichkeit in der internetbasierten Kommunikation aufgemischt, was bedeutet, dass der Eindruck räumlicher und zeitlicher Unmittelbarkeit zunimmt und auf diese Weise die Debattenkultur bereichert (Beißwenger/Storrer 2008). Angesichts des gattungspoetologischen Befunds, der hinsichtlich seiner Hybridität nur noch von der überaus instabilen Subjektposition des Autors hinter den entsprechenden „Aussagemasken" übertroffen wird, stellt sich die Frage, was diesen Genderdiskurs in der publizistischen Öffentlichkeit eigentlich zusammenhält. Gibt es eine stabile Größe in dieser Ansammlung inkohärenter, paradoxer, radikal subjektiver, polarisierender Aussagen im publizistischen Genderdiskurs?

4 Was ist ein Martenstein?

Als Antwort auf diese Frage gilt es, sich zunächst noch einmal der Instanz der Autorschaft zuzuwenden. Denn es ist der Autorname, der den Eindruck diskursiver Kohärenz, Kontinuität und Stabilität stiftet. Die Subjektivierung des feuilletonistischen Ich spielt diesem Diskurseffekt verlässlich in die Hände. Mit Bourdieu lässt sich von einem stabilen Designator sprechen, der nicht nur biografische Texte im engeren Gattungsverständnis determiniert, sondern auch Texte der Selbstauskunft und Selbstreflexion (Bourdieu 1991). Wie im autobiografischen Pakt, den Philipp Lejeune als Übereinkunft der Leserinnen mit der Autorinstanz bezeichnet hat, gehen wir als Leser heuristisch von einem Ich aus, das mit dem Autornamen übereinstimmt. Dies lässt sich außerdem mit Michel Foucaults Arbeiten zur Autorschaft methodisch unterfüttern, wonach der Autorname ohnehin auf der Grenze zwischen Textinnenwelt und -außenwelt zu verorten ist. Wie Christel Meier und Martina Wagner-Egelhaaf betonen, verdanken wir der von der Diskursanalyse angestoßenen Autorschaftsdebatte nicht nur die Einsicht, dass die Autorin und der Autor als Diskursfunktion, als Medienereignis oder als Figur genauer zu fassen sind; seither schauen wir in der Literaturwissenschaft in zwei Richtungen auf unseren Gegenstand, nämlich sowohl vom Autor auf den Text als auch vom Text auf seine Autorin (vgl. Meier/Wagner-Egelhaaf 2011: 10). Die Figur des Autors wurde eine aus der Perspektive ihres jeweils eigenen Textes problematisierte Größe.

Diese Art der umgekehrten Betrachtung wird die nun folgenden Überlegungen bestimmen. Dabei geht es an keiner Stelle um eine Person, sondern um eine Figur, genauer noch: um den Namen, der diese Figur bezeichnet. Konkret rückt ein besonderes Wort in die nähere Betrachtung, der Eigenname *Martenstein*. Die literaturwissenschaftliche Namenforschung (Onomastik) geht von der Annahme aus, dass Namen im außerlite-

2 Philip Meinhold hingegen interpretiert die Texte Martensteins nicht gattungsspezifisch, sondern biografistisch auf der Basis einer von Altersnarzissmus geplagten Person Martenstein: „Mit seiner ‚Ich schreib immer was anderes als alle anderen'-Attitüde mimt er den Revoluzzer" (Meinhold 2013).

rarischen Gebrauch heutzutage keine referenzielle Qualität mehr haben. Im Laufe der Frühen Neuzeit haben sich Eigennamen von ihrer semantischen Referenz insofern gelöst, als sie nur mehr auf sich selbst und die damit verbundene Person verweisen, hingegen nicht mehr auf der semantischen Ebene operieren (Hoffmann 1999; Wolf 1993). Familiennamen entstanden zwar aus Attributen, Herkunfts- oder Berufsbezeichnungen, lassen aber in der Moderne nicht mehr auf Eigenschaften ihrer Träger schließen. In poetisch autofunktionalen Kontexten ist dies hingegen ganz anders gelagert: Namen scheinen ein unerschöpflicher Quell der Unterhaltung und Bedeutungsüberfrachtung zu sein – in Comedy und Satire genauso wie in Epik und Dramatik. Figurennamen haben im Unterschied zu Personennamen von jeher eine semantische Dimension. Noch wenig untersucht ist, ob und in welchem Ausmaß dies auch für soziale und politische Diskurse gilt, die dazu neigen, mit allegorischen und symbolischen Figuren überfrachtet zu werden. Für den Genderdiskurs sei nochmals auf die allegorischen Figuren des bedrohten Kindes und seiner besorgten Eltern, des Pädophilen, der Genderprofessorin, der Gender-Mainstreaming-PolitikerInnen hingewiesen. Sie stehen für bestimmte Themen und Kritikpunkte im Genderdiskurs. Indessen hat der Autorname symbolische Funktion, da er gleichermaßen auf ein Gesamtwerk ebenso wie auf Einzelaussagen oder die AutorInnenfigur verweisen kann. Der Name generierte vormals Kohärenz, Kontinuität und momentane Stabilität im Diskurs, ehe er – wie seine TrägerInnen – der Auslöschung im 20. Jahrhundert zum Opfer fällt (vgl. Stiegler 1994: 348f.) und als Gedächtniszeichen neu konzipiert werden muss. Als mnemotechnischer Name eignet sich nicht jeder Name, wie die Populärkultur mit ihren KünstlerInnennamen sehr genau weiß. Zum Beispiel eignete sich der Name von Volker Zastrow nicht besonders gut. Zastrow hatte zwar einige paradigmatische Aussagen im Anti-Gender-Diskurs als Erster formuliert, wird jedoch kaum mehr zitiert. Martenstein hingegen ist einer der meistzitierten Namen. Dies hat zum einen mit seiner nachweislich hohen Publikations- und Zitationsfrequenz zu tun. Zum anderen fungiert der Autorname als Figurenname in seinen eigenen subjektivistischen, stark poetisch determinierten Texten sowie auch in Texten anderer Autorinnen und Autoren. Das zeigt sich nicht zuletzt am Hashtag *#Ulfharaldjanmatthias*, mit dem die Netzgemeinschaft despektierlich die Autoren Poschardt, Martenstein, Fleischhauer und Matussek zu einem Sammelvornamen zusammenzieht. Zur erfolgreichen Besetzung der Autorposition Martenstein bedurfte es – wie Foucault es nennt – komplexer Operationen, die Aussagemasken, passende Publikationskontexte, ökonomischen Erfolg und LeserInnenakzeptanz einschließen (Foucault 2003). Dass Martenstein immer wieder in Kommentaren als „Franz Josef Wagner der *Zeit*“ oder als „Der Franz Josef Wagner der gebildeten Klasse“ bezeichnet wird, untermauert die These einer gelungenen Autorisierung Martensteins sowie seines Kollegen Wagner bei der *Bild-Zeitung*. Zu dieser Installation der diskursverknappenden Funktion eines Autornamens hat darüber hinaus die semantische Dimension seines Namens beigetragen, denn es ist – folgt man der Einteilung literarischer Figurennamen nach Henrik Birus – ein redender Name. Der redende Name ist gekennzeichnet durch die Ähnlichkeit zu Elementen des allgemeinen Wortschatzes (Birus 1987: 45). Der Stein gehört zum allgemeinen Wortschatz und ist zudem ein Kollektivsymbol (vgl. Link 2012: 137), an dem sich über die Zeitläufte der Literaturgeschichte mindestens fünf verschiedene Bedeutungsschichten angelagert haben, wie das Lexikon zusammenfasst:

„Symbol der Ewigkeit, des Erhabenen und Schönen, der Standhaftigkeit und Empfindungslosigkeit, der Weisheit, der Fruchtbarkeit und Potenz sowie einer poetischen <kristallinen> (Ur-)Schrift" (Butzer/Jacob 2008: 422f.).

Das Kompositum *Marten-stein* genießt die Wortbildungsfreiheit im Deutschen und ist in seiner Interpretation kontextabhängig. Zwei Wortstämme, das der Marter (für Qual und Folter) und des Steins, kommen zusammen, ohne dass ein geläufiges deutsches Wort mittels plausibler Fugenbindung entstünde. Zwar ließe sich das ältere *marteln* als Synonym für *martern* heranziehen (der Name als ein mündlich abgeschliffener Martelnstein), aber dafür gibt es ebenfalls keinen validen lexikalischen Beleg. Zudem wäre immer noch nicht geklärt, in welchem Verhältnis *Martern* und *Stein* zueinanderstehen, ob es vielleicht ein Stein zum Zwecke der Marter wäre, ein seinerseits gemarterter Stein oder ob der Stein aus der Marterung hervorgeht. Bei *Nierenstein*, *Pflasterstein, Kieselstein* oder *Stolperstein* tun wir uns alltagssprachlich leichter, beim *Zungenstein*, *Ohrstein* oder *Wackerstein* aber schon schwerer. Die semantische Nähe des Martensteins zur Marter wird in vielen Texten von und über Martenstein bekräftigt; als Opfer seiner Zeit sieht er sich selbst oder wird ironisch dazu stilisiert (vgl. Heinser 2013: o. S.).

„Ich bin, wie gesagt, traumatisiert, vielleicht sogar verbittert durch die Tatsache, dass ich zu keiner einzigen gesellschaftlichen Opfergruppe gehöre und in jeder gottverdammten Debatte immer Teil der Tätergruppen bin, Männer, Deutsche, Weiße, Besserverdiener. Das ist auch ein Scheißgefühl. Ich finde, wir Mehrfachtäter sollten endlich als Opfergruppe anerkannt werden. Aber da lachen die anderen Opfer bloß, wenn sie so was hören" (vgl. Martenstein 2013b: o. S.).

Im letzten Buchtitel dieses Autors, *Die neuen Leiden des alten M.* (2014a), reicht die Ironie bis hin zur Verkehrung der auf den Kopf gestellten Letter *W.* für *W*erther in *M*. für Martenstein. Der Signifikant „Martenstein" ist assoziiert mit den Wortfeldern *Leiden, Qual, Opfer*, ermöglicht hingegen keine mineralogische oder andere systematische Bestimmung. Der Martenstein ist ein Fundstück im Diskurs, das semantisch nur partiell zu greifen ist. Deshalb könnte man ihn vorläufig und zur späteren Bestimmung in ein literarisches Lapidarium, eine der Steinsammlungen der Literaturgeschichte, einordnen.

5 Das Lapidarium der Genderkritik

Adalbert Stifter, der Autor einer der wichtigsten Steinsammlungen in der deutschen Literaturgeschichte, stellt in seiner Vorrede aus dem Herbst 1852 den Erzählungen in *Bunte Steine* folgendes Programm voran:

„Nicht nur trage ich noch heutzutage buchstäblich Steine in der Tasche nach Hause, um sie zu zeichnen oder zu malen und ihre Abbilder dann weiter zu verwenden, sondern ich lege ja auch hier eine Sammlung von allerlei Spielereien und Kram für die Jugend an, an dem sie eine Freude haben und den sie sich zur Betrachtung zurechtrichten möge." (Stifter 1982: 19)

Der Verfasser schließt seine Vorrede mit dem Satz: „Weil es unermeßlich viele Steine gibt, so kann ich gar nicht voraussagen, wie groß diese Sammlung werden wird" (Stifter 1982: 19).

Die prinzipiell offene Sammlung lädt dazu ein, selbst „buchstäblich Steine“ zu sammeln, die Funde abzubilden und für allerlei Betrachtungen zu nutzen. Steine bei Stifter sind Gebrauchsgegenstand, ästhetisches Objekt und wissenschaftliches Objekt in einem, wie der Verfasser des Vorworts ausführt. Der Stein und das Konzept Gender teilen gewissermaßen die Eigenschaften als „epistemisches Ding“, denn wie Stifter für die Steine und Astrid Deuber-Mankowsky (2008) für Gender erläutern, generieren diese Dinge Wissen und Literatur gleichermaßen: Sie erzählen von den Möglichkeiten großer Zusammenhänge und sie perspektivieren die jeweilige Sicht auf ihre Kontexte. In beiden Kontexten handelt es sich um eine scheinbar natürliche Sache (der Stein, das Geschlecht), die jeweils in ihrer kulturell konstitutiven Bedeutung sichtbar und wirksam wird.

In einem solchen Deutungskontext, der Erkenntnis in ihrer natürlich erscheinenden Materialität symbolisiert, könnte der Martenstein gut aufgehoben sein. Stifters Anthologie *Bunte Steine* versammelt Erzählungen mit den Titeln „Granit“, „Kalkstein“, „Turmalin“, „Bergkristall“, „Katzensilber“ und „Bergmilch“. Den Erzählungen ist es bekanntlich jedoch nicht darum zu tun, Gesteinsbestimmungen zu liefern. Vielmehr dienen die Steine der räumlichen Orientierung und Strukturierung in den Diskursen über Natur (als Trieb) und Kultur (als Regulierung). Zugleich werden darin Elternschaft, Verantwortung und Erziehung thematisiert. Der jeweilige Stein wird als stofflich definiertes Objekt eingeführt, was es ermöglichen soll, Unterscheidungen zu treffen. In der festen Gestalt der Steine werden Innen- und Außenseite, Ordnung und Chaos, Natur und Kultur als zwei Seiten einer ethischen Setzung aneinandergebunden, wie Claudia Nitschke (2015) aufzeigt. Die bunten Steine definieren Gestalt im Gestaltlosen, fordern die Auseinandersetzung in der produktiven Kraft des Erzählens und arbeiten letztlich einer moralisch aufgeladenen Welt der Ordnung zu (vgl. Nitschke 2015). Sie sind ein formgebendes Prinzip in einer zunehmend formlosen Umgebung. Stifter setzt, so formulieren es Sabina Becker und Katharina Grätz, „dem dynamisierten Raum der sich konstituierenden Moderne eine statische Welt entgegen und antwortet mit der Bedrohung von Dauer, Ganzheit und Ordnung auf eine Realitätserfahrung, die in wachsendem Maß von Partikularisierung und Fragmentarisierung bestimmt wurde“ (vgl. Becker/Grätz 2007: 15f.). Nun scheint es ein Leichtes zu sein, den Namen „Martenstein“ in genau dieser Stifter’schen Bedeutung zu interpretieren, nur weil sich die Genderdebatte um jenen Streitpunkt des natürlichen und kulturellen Geschlechts dreht: gleichsam als einen Stein, auf dem die alten Gewissheiten moderner Identität von der Wissenschaft geopfert würden, oder der Stein als mnemotechnisch aufgeladenes Symbol, das immer wieder die alte Ordnung der Geschlechterdifferenzen und Familienmodelle aufruft. Damit passt jedoch nicht zusammen, dass es hier auch um die verlorene Andersheit des Mediums, das vormals und vorgeblich ungehinderte Denken und Schreiben, geht. Dieser Anspruch, in der kleinen Form des Feuilletons ‚anders‘ sein zu können und daraus Aufmerksamkeit und Anerkennung zu generieren, wird zum einen von Political Correctness und Gender Mainstreaming bedroht; die noch größere Bedrohung geht zum anderen von den unwägbaren Freiheiten und Unentschiedenheiten in Form und Sprache aus, die das Netz den Autorinnen und Autoren bietet.

Der Martenstein ist ein schillerndes Fundstück, dem sich Vorstellungen von Ordnung wie Unordnung, Progressivität und Fossilität, Determination und Provokation glei-

chermaßen anlagern. Vor allem aber ist auch er der Verwitterung ausgesetzt. Benjamin Bühler und Stefan Rieger (2014) haben sich für ihre innovative Literatur- und Wissensgeschichte ebenfalls den Stifter'schen Titel *Bunte Steine* ausgeborgt. Sie betonen in ihrem „Lapidarium des Wissens" die „mit den Steinen in Erscheinung tretende andere Zeitlichkeit" (Bühler/Rieger 2014: 13). Damit kommt den Steinen beinahe zeitlose Bedeutung in der Literatur- und Wissensgeschichte zu. Sie halten gewissermaßen die Zeit an und verweisen dabei – etwa mit ihren Zeichen der Verwitterung – zugleich auf Veränderungsprozesse, die Menschen in Ausmaß und Dauer weder ermessen noch erfassen können. Als ein Symbol für diese unbegreiflichen Prozesse lässt sich der Martenstein allemal verstehen.

Es bietet sich an, zum Abschluss noch einmal die Gegenprobe zu machen: Vorausgesetzt, dass die Beziehung zwischen Autorname und Text in der diskursanalytischen Tätigkeit bidirektional angelegt ist, so lässt sich vom Text auf den Autornamen ebenso wie in die umgekehrte Richtung vom Autor – genauer: von seinem Namen, nicht von der Figur oder Person – auf seine und andere Texte schauen. Der Signifikant Martenstein lagert sich in Texten ein, die von der poetischen Funktion, der Nähe zur Fiktion und großer Subjektivität geprägt sind und die darüber hinaus in Wortfeldern der Marter, Qual, des Verlusts, der Opferung und Bedrohung operieren. Der mineralogisch unbestimmbare Martenstein simuliert im Genderismus-Diskurs ein scheinbar „klar umrissene[s] Objekt" (Nitschke 2015: 566) im Text, das die problematische Medialität analoger und digitaler Publizistik ebenso wie unabwägbare Veränderungsprozesse in Sprache und Identität symbolisiert. Erst diese genannten Aspekte machen aus dem Genderdiskurs einen Genderismus-Diskurs. Wann immer also die Frage danach aufgeworfen wird, was denn bei den Gender Studies nun unter dem Strich herauskomme, so lässt sich entgegnen, dass es um vieles interessanter und aufschlussreicher ist zu fragen, welcher publizistische Diskurs unter diesem Strich geführt wird. Dass dieser Diskurs symbolische Einlagerungen aufweist, die als unbelebte Materie sowohl die Dynamik der Rede stabilisieren als auch das diskursive Chaos der Kultur weiter vorantreiben, sollte am Beispiel des Signifikanten ‚Martenstein' deutlich geworden sein. In anderem Zusammenhang würde sich vielleicht auch eine nähere Beschäftigung mit dem Einstein oder dem Augstein lohnen, etwa im Zusammenhang mit dem Antisemitismusdiskurs. Die lyrische Satire hat ihren Beitrag dazu längst vor den Wissenschaften geliefert, wie die Verse von Wiglaf Droste (2013) belegen:

„Das Schlimmste an all dem
Germanengegreine:
Man kriegt nicht nur Gallen-,
sondern auch Aug- und Martensteine."

Literaturverzeichnis

Becker, Sabina & Grätz, Katharina (2007). Einleitung. In Sabina Becker & Katharina Grätz (Hrsg.), *Ordnung – Raum – Ritual. Adalbert Stifters artifizieller Realismus* (S. 7–16). Heidelberg: Winter.

Beißwenger, Michael & Storrer, Angelika (2008). Corpora of Computer-Mediated Communication. In Anke Lüdeling & Merja Kytö (Hrsg.), *Corpus Linguistics. An International Handbook* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science 29/1) (S. 292–308). Berlin, New York: de Gruyter.

Birus, Hendrik (1987). Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen. *LiLi, 67*, 38–51.

Bourdieu, Pierre (1991). Die Illusion der Biographie. Über die Herstellung von Lebensgeschichten. Aus dem Französischen von Friedrich Balke. *Neue Rundschau, 102*(3), 109–115.

Bühler, Benjamin & Rieger, Stefan (2014). *Bunte Steine. Ein Lapidarium des Wissens.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Butzer, Günter & Jacob, Joachim (Hrsg.). (2008). *Metzler Lexikon literarischer Symbole*. Stuttgart, Weimar: Metzler.

Detje, Robin (2014). Anschwellender Ekelfaktor. *Zeit online*, 23.11.2014. Zugriff am 21. Dezember 2015 unter www.zeit.de/kultur/2014-11/lann-hornscheidt-feminismus-gender-maenner-polemik.

Deuber-Mankowsky, Astrid (2008). Gender – ein epistemisches Ding. In Rita Casale & Barbara Rendtdorff (Hrsg.), *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung* (S. 169–190). Bielefeld: transcript.

Dietze, Gabriele (2015). Anti-Genderismus intersektional lesen. *zfm Zeitschrift für Medienwissenschaft, 13*(2) (Überwachung und Kontrolle), 125–127.

Droste, Wiglaf (2013). Sind so kleine Deutsche. *Junge Welt*, 08.01.2013, 13.

Fleig, Anne (Hrsg.). (2014). *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt/Main: Campus.

Foucault, Michel (2003). Was ist ein Autor? In Michel Foucault, *Schriften zur Literatur.* Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek und Hermann Kocyba (S. 234–270). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Frey, Regina; Gärtner, Marc; Köhnen, Manfred & Scheele, Sebastian (2014). *Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie. Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse* (2. Aufl., Schriften des Gunda-Werner-Instituts 9). Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.

Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2015a). „Anti-Genderismus" – Warum dieses Buch? In Sabine Hark & Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (S. 9–13). Bielefeld: transcript.

Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2015b). Eine Frage an und für unsere Zeit. Verstörende Gender Studies und symptomatische Missverständnisse. In Sabine Hark & Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (S. 15–39). Bielefeld: transcript.

Heinser, Lukas (2013). Martenstein, ein Opfer seiner selbst. *Bildblog*, 12.03.2013. Zugriff am 10. Februar 2016 unter www.bildblog.de/47122/martenstein-ein-opfer-seiner-selbst.

Hörisch, Jochen (1988). *Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Hoffmann, Ludger (1999). Eigennamen im sprachlichen Handeln. In Kristin Bührig & Yaron Matras (Hrsg.), *Sprachtheorie und sprachliches Handeln* (S. 213–234). Tübingen: Stauffenburg.

Kelle, Birgit (2013). *Dann mach doch die Bluse zu. Ein Aufschrei gegen den Gleichheitswahn*. Asslar: Adeo.

Kernmayer, Hildegard (2012). Sprachspiel nach besonderen Regeln. Zur Gattungspoetik des Feuilletons. *Zeitschrift für Germanistik, 22*(3), 509–523.

Kirova, Dessislava (2013). Schlecht, schlechter, Martenstein. *Achte Minute. Online-Magazin der deutschsprachigen Debattierszene,* 15.06.2013. Zugriff am 13. Februar 2016 unter www.achteminute.de/20130619/schlecht-schlechter-martenstein.

Kluge, Friedrich (2011). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (25. Aufl.). Berlin: de Gruyter.

Korbik, Julia (2013). Schlecht, schlechter, Gender. *The European,* 15.06.2013. Zugriff am 10. Februar 2016 unter www.theeuropean.de/julia-korbik/7028-martenstein-ueber-geschlechts-unterschiede.

Link, Jürgen (2012). Kollektivsymbolik und die deutsche Krise seit dem Jahr 2000. In Markus Arnold, Gert Dressel & Willy Viehöver (Hrsg.), *Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung narrativer Diskurse* (S. 135–146). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93256-9_4

Martenstein, Harald (2013a). Schlecht, schlechter, Geschlecht. *Zeit Magazin*, 06.06.2013.

Martenstein, Harald (2013b). Über das Leid der Sitzenbleiber. *Zeit Magazin*, 07.03.2013.

Martenstein, Harald (2014a). *Die neuen Leiden des alten M. Unartige Beobachtungen zum deutschen Alltag.* München: C. Bertelsmann.

Martenstein, Harald (2014b). Über Kritik von allen Seiten. *Zeit Magazin*, 17.05.2014.

Mayer, Norbert (2015). „Dann schreibe ich Nazi-Mörderinnen". Interview mit Harald Martenstein. *Die Presse*, 28.03.2015.

Meier, Christel & Wagner-Egelhaaf, Martina (Hrsg.). (2011). *Autorschaft. Ikonen – Stile – Institutionen*. Berlin: Akademie. http://dx.doi.org/10.1524/9783050057132

Meinhold, Philip (2013). Der Meinungsspreizer. Am Stammtisch des Feuilletons fühlt er sich am wohlsten. *taz*, 24.03.2013.

Nieberle, Sigrid (2015). Unbestimmtes Geschlecht zwischen Repräsentation und Performanz. Beobachtungen am Gegenwartsroman. In Karl Katschthaler & Andrea Horvath (Hrsg.), *Konstruktion – Verkörperung – Performativität. Genderkritische Perspektiven auf Grenzgänger_innen in Literatur und Musik* (S. 47–64). Bielefeld: transcript.

Nitschke, Claudia (2015). Raum und Ethos in Stifters „Bunte Steine". *German Life and Letters, 68*(4), 554-568. http://dx.doi.org/10.1111/glal.12099

Oesterle, Günter (2000). Unter dem Strich. Skizze einer Kulturpoetik des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert. In Jürgen Barkhoff, Gilbert Carr & Paulin, Roger (Hrsg.), *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert* (S. 229–250). Tübingen: Niemeyer.

Öhlschläger, Claudia (2009). Poetik und Ethik Kleiner Prosa: Franz Kafka, Robert Musil, Heiner Müller, Michael Köhlmeier. *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, *128*(2), 261–279.

Pörksen, Bernhard (2015). Der digitale Pranger. Reputationsverluste in der Empörungsdemokratie der Gegenwart. *Forschung und Lehre, 10*, 10.

Schmincke, Imke (2015). Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland. In Paula-Irene Villa & Sabine Hark (Hrsg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze*

aktueller politischer Auseinandersetzungen (S. 93–107). Bielefeld: transcript. http://dx.doi.org/10.14361/9783839431443-006

Schönborn, Sibylle (2007). „… wie ein Tropfen im Meer". Von medialen Raumzeiten und Archiven des Vergessens: das Feuilleton als ‚kleine Form'. In Thomas Althaus, Wolfgang Bunzel & Dirk Göttsche (Hrsg.), *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne* (S. 197–211). Tübingen: Niemeyer.

Schutzbach, Franziska (2015). Die Vielfalt zum Schweigen bringen. *Die Wochenzeitung*, *38*, 17.09.2015. Zugriff am 10. Februar 2016 unter www.woz.ch/-629a.

Stiegler, Bernd (1994). *Die Aufgabe des Namens. Untersuchungen zur Funktion der Eigennamen in der Literatur des 20. Jahrhunderts.* München: Fink.

Stifter, Adalbert (1982). Bunte Steine. In Alfred Doppler & Wolfgang Frühwald (Hrsg.), *Adalbert Stifter. Historisch-Kritische Gesamtausgabe.* Bd. II/2: Buchfassungen. Stuttgart: Kohlhammer.

Utz, Peter (2000). „Sichgehenlassen" unter dem Strich. Beobachtungen am Freigehege des Feuilletons. In Kai Kauffmann & Erhart Schütz (Hrsg.), *Die lange Geschichte der kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung* (S. 142–162). Berlin: Weidler.

Weber, Christian (2016). Mann und Frau und der kleine Unterschied. *Süddeutsche Zeitung*, 16.04.2016. Zugriff am 22. April 2016 unter www.sueddeutsche.de/wissen/gesellschaft-und-forschung-mann-und-frau-und-der-kleine-unterschied-1.2952490.

Wizorek, Anne (2014). *Weil ein #Aufschrei nicht reicht. Für einen Feminismus von heute.* Frankfurt/Main: Fischer.

Wolf, Ursula (Hrsg.). (1993). *Eigennamen* (2. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Zastrow, Volker (2006). Gender Mainstreaming – Politische Geschlechtsumwandlung. *faz.net*, 20.06.2006. Zugriff am 10. Februar 2016 unter www.faz.net/aktuell/politik/gender-mainstreaming-politischegeschlechtsumwandlung-1327841.html.

Zur Person

Sigrid Nieberle, Prof. Dr., Professorin für neuere und neueste deutsche Literatur mit Schwerpunkt Gender und Diversität. Arbeitsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur seit 1750 mit Schwerpunkten im 19. Jahrhundert, in der Nachkriegszeit und in der Gegenwart, Intermedialität der Literatur, besonders in Bezug auf Musik und Film, Gender Studies.
Kontakt: TU Dortmund, Institut für deutsche Sprache und Literatur, Emil-Figge-Straße 50, 44227 Dortmund
E-Mail: sigrid.nieberle@udo.edu